

Im Verdacht.

Roman von G. Braden. Deutsch von F. A. Haug.

Die anderen Briefe waren von früheren Freunden. Der eine sandte Hilfe in Gestalt einer Postanweisung, die anderen enthielten mitleidige Entschuldigungen und gute Wünsche für den alten Freund. Aus dem Ton der Briefe konnte man ersehen, daß Stephan Mansfield früher einmal ein Gentleman gewesen war. Diese Beweisstücke waren unanfechtbar und Laura hatte ihn als ihren Vater anerkannt. Welches Recht hatte Treverton, seine Ansprüche zurückzuweisen? Es lag ihm nichts an dem Gelde, das der Mann verlangte, aber es schmerzte ihn sehr, dieses herabgekommene Individuum als den Vater seiner Frau anerkennen zu müssen.

„Hier haben Sie hundert Pfund, Mister Mansfield, und je weniger Sie sich hier zeigen, desto besser für uns alle. Wenn man Sie hier in diesem Hause sähe, so würden die Leute zu wissen verlangen, wer Sie sind.“

„Wie ich Ihnen bereits sagte, werde ich morgen nach Paris reisen,“ erwiderte Desrolles, „und nun gute Nacht, John!“

In diesem Augenblick trat Laura in das Zimmer und hörte mit Verwunderung, wie ihr Vater ihren Mann mit solcher Vertraulichkeit anredete.

„Ich habe Mr. Treverton alles gesagt, meine Liebe,“ sagte Desrolles.

„Das freut mich,“ sagte Laura, dann legte sie ihre Hand auf die Schulter des alten Mannes mit mehr Zärtlichkeit, als sie je gezeigt hatte. „Versuchen Sie, ein gutes Leben zu führen, lieber Vater, und geben Sie uns zuweilen Nachricht.“

„Ein gutes Leben,“ brummte er mit einem Blick, welcher sie mit plötzlichem Schrecken erfüllte. „Das Geld hätte früher kommen sollen, meine Tochter, ich bin auf der falschen Straße zu weit gegangen. Nun lebe wohl, meine Liebe, mache dir keine Sorgen um mich. John, senden Sie mir mein Geld vierteljährlich an diese Adresse,“ — er warf eine beschmutzte Visitenkarte auf den Tisch, „dann werde ich Sie nicht wieder belästigen, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß meine Zunge ein einziges böses Wort von Ihnen sprechen wird, wo es auch sei.“

„Das will ich Ihnen glauben,“ erwiderte Treverton und streckte die Hand aus. Desrolles schien dies nicht zu bemerken, oder es lag ihm nichts daran. Er stülpte seinen fettig aussehenden Hut auf und verließ hastig das Zimmer.

„Geliebter, denkst du jetzt schlechter von mir, wo du weißt, daß dieser Mann mein Vater ist?“ fragte Laura.

„Soll ich von einer Perle schlecht denken, weil sie aus einer Austerschale kommt?“ fragte ihr Mann lächelnd.

„Mein armer Vater,“ sagte Laura halb seufzend, halb schändernd, „einmal war er ein Gentleman!“

„Gewiß. Man kann nicht sagen, wie tief ein Mensch sinken wird, wenn es einmal mit ihm abwärts geht. Aber sage mir, als du deinen Vater zum ersten male wiedersehst, warst du nicht sehr überrascht? Erzähle mir alle Einzelheiten.“

„Das erste mal, als ich meinen Vater sah,“ begann Laura mit unsicherer Stimme, „war es Sommer, ein heiterer Augustabend, und ich war nach Tisch im Garten umhergelaufen. Du kennst die Pforte, welche aus dem Obstdgarten auf das Feld hinaus führt. Dort sah ich einen Mann stehen, welcher rauchte. Ich wandte mich ab, aber ehe ich drei Schritte gemacht hatte, rief er mich zurück. „Miß Malcolm, um Gottes willen, hören Sie mich an, ich bin ein alter Freund, dessen Sie sich erinnern müssen.“ Ich näherte mich ihm, und sah ihm voll ins Gesicht. Sein Wesen war sehr ernst, so daß es mir nicht in den Sinn kam, er könne ein Betrüger sein. „Wirklich, ich erinnere mich Ihrer,“ sagte ich, „wann habe ich Sie gesehen?“ Dann rief er mich mit meinem Taufnamen.“

„Laura,“ sagte er, „Sie waren sechs Jahre alt, als Mr. Treverton Sie hierher brachte, haben Sie Ihr früheres Leben ganz vergessen?“ Ich sagte ihm, ich erinnere mich wohl noch der Zeit, ehe ich in dieses Haus gekommen sei. Einiger Vorfälle konnte

ich mich deutlich erinnern, anderer nur unbestimmt und schattenhaft. Ich erinnere mich, daß ich in Frankreich gewesen war, an einem Ort, wo die Fischweiber hellfarbige Röcke und hohe Hauben trugen, wo ich mit Kindern meines Alters gespielt hatte. Dann hatte sich das Leben verändert. Es folgten graue Tage an einem Ort, der an einem Fluß gelegen war, und in der Nähe war eine Stadt mit hohen Schornsteinen. Ich erinnerte mich, daß hier meine Mutter erkrankte und viele Wochen in einem dunklen Zimmer lag, und dann führte mich mein Vater eines Tages in einem Omnibus nach London und ließ mich dort in einem großen, düster aussehenden Hause an einem großen Platz — in einem Haus, wo die Zimmer groß und hoch waren und prächtig aussehend, und wo ich den ganzen Tag in einem Salon bei einer alten Dame in schwarzer Seide saß, welche es mir überließ, mich zu unterhalten, so gut ich konnte. Mein Vater hatte mir gesagt, die alte Dame sei seine Tante, und ich sollte sie Tante nennen. Aber ich fürchtete sie zu sehr, um sie anzureden. Ich glaube, ich blieb hier eine Woche, aber sie schien mir unendlich lang zu sein, denn ich war sehr unglücklich und weinte jeden Abend, bis ich einschlief. Dann kam mein Vater und brachte mich wieder in dem rothen Omnibus nachhause. Ich sah, daß er sehr unglücklich war, und als wir uns dem Hause näherten, sagte er, meine liebe Mama sei fortgegangen, und ich werde sie in dieser Welt nie wiedersehen. Ich hatte sie sehr geliebt, und der Verlust brach beinahe mein Herz. Aber ich erzähle dir viel mehr, als ich dem Fremden sagte. Ich sprach nur so viel, als nöthig war, um ihm zu beweisen, daß ich mich an mein früheres Leben erinnerte.“

„Und was erwiderte er?“

„Er nahm ein lebernes Etui aus seiner Tasche und gab es mir in die Hand, indem er sagte, ich solle das Bild darin ansehen. Es war das Bild meiner Mutter. O wie gut erinnerte ich mich an das süße Gesicht! Ich erinnerte mich ihrer wieder, wie sie mit ihrer Arbeit auf dem Felsen saß, wo ich mit anderen Kindern spielte, an jenem glücklichen Ort in Frankreich. Ich fragte den Fremden, wie er zu diesem Bilde komme. Ich würde alles Geld, das ich in der Welt besäße, dafür geben, sagte ich. „Das ist nicht nöthig,“ erwiderte er, „ich schenke es Ihnen, und nun, Laura, sehen Sie mich an, und sagen Sie mir, ob Sie mich jemals früher gesehen haben?“

„Du sahst ihn an und konntest dich nicht erinnern?“

„Nein, aber es lag etwas in dem Gesicht, das mir bekannt schien. Als er sprach, wußte ich, daß ich die Stimme früher schon gehört hatte. Er sagte mir, ich solle berücksichtigen, was zehn Jahre Mißgeschick im Aussehen eines Menschen ändern können, und nicht die Zeit allein habe ihn verändert, sondern auch Krankheit, Kummer und harte Arbeit. „Berücksichtigen Sie dies alles,“ sagte er, „dann versuchen Sie Ihre Gedanken nach Ehidwid zurückzuwenden, und sagen Sie mir, ob Sie sich meiner erinnern.“ Ich sah ihn sehr ernsthaft an, und das Gesicht wurde mir immer bekannter. „Ich glaube, Sie müssen ein Freund meines Vaters gewesen sein,“ sagte ich endlich. „Die Armuth hat keine Freunde,“ erwiderte er, „um jene Zeit, deren Sie sich erinnern, war Ihr Vater freumblos. O, mein Kind, mein Kind! Können zehn Jahre das Bild eines Vaters auslöschen? Ich bin dein Vater.“

Laura schwieg erregt.

„Ich kann dir nicht sagen, was ich empfand bei diesen Worten,“ fuhr sie fort, „ich glaubte, in Ohnmacht zu fallen. Meine Gedanken verwirrten sich, ich konnte nichts verstehen, und dann, nachdem ich mich langsam gefaßt hatte, fragte ich ihn, wie dies möglich sei. „Starb nicht mein Vater wenige Stunden darauf, nachdem ich von dem alten Herrn Treverton fortgeführt worden war? Mein Wohlthäter hatte mir gesagt, so sei es gewesen.“ Darauf sagte er — mein Vater —, er

Hätte seinen Freund Treberton in dem Glauben gelassen, er sei gestorben, damit ich das Waisenkind eines reichen Mannes bleibe und gut versorgt sei, während er, mein wirklicher Vater, als armer Verlassener lebe. Der alte Herr habe einen Brief mit der Nachricht vom Tode seines alten Freundes erhalten — der Brief sei mit verstellter Hand von meinem Vater selbst geschrieben worden, und Herr Treberton habe sich niemals die Mühe gegeben, sich nach den einzelnen Ereignissen zu erkundigen, da er genug damit gethan zu haben glaubte, daß er dem Kranken Geld zurückgelassen und ihn von jeder Sorge um seine Tochter befreit habe. Das war es, was mein Vater mir sagte. Wie konnte ich ihm diese Täuschung verargen, die er um meiner Willen verübt hatte."

"Und du hattest keinen Zweifel in Bezug auf seine Person? Du warst überzeugt, daß er dein wirklicher Vater sei, den du für tot gehalten hattest?"

"Wie konnte ich zweifeln? Er zeigte mir Briefe und Papiere, welche niemand außer meinem Vater gehören konnten, er schenkte mir das Bild meiner Mutter, und sein Gesicht schien mir sehr bekannt."

"Hast du ihm damals bei jener ersten Begegnung Geld gegeben?"

"Er sagte mir, er sei arm, ein ganz mittelloseer Gentleman ohne Beruf, kränklich und ohne die Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Konnte ich anders, als ihm alle Hilfe anbieten, die in meiner Macht lag? Ich rieth ihm, sich dem alten Herrn Treberton zu entziehen, aber er schrat davor zurück, die Täuschung einzugestehen. „Nein,“ sagte er, „ich habe keinetwegen eine Lüge gesagt und muß nun meinerwegen dabei bleiben.“ Ich versprach, sein Geheimniß zu bewahren, und sagte ihm, ich würde ihm alles Geld schicken, das ich sparen könne, wenn er mir eine Adresse angeben wolle, an welche ich es senden könne."

"Wie oft hast du ihn nachher noch gesehen?"

"Außer heute nur noch dreimal."

"Und du sagtest meinem Onkel niemals etwas von deinem Vater?"

"Niemals. Er nahm mir das Versprechen ab, seine Existenz vor der ganzen Welt geheim zu halten, und selbst, wäre ich nicht dadurch gebunden gewesen, so hätte ich mich doch schwer entschließen können, dem alten Herrn die Täuschung einzugestehen."

"Diese Täuschung hatte keinen Zweck, glaube ich," sagte John nachdenklich, "denn nachdem mein Onkel einmal versprochen hatte, für dich zu sorgen, würde er dich wohl schwerlich in die Armut zurückgestoßen haben."

"Mein armer Vater dachte leider anders."

"Geliebte, laß diesen Irrthum deines Vaters keinen Schatten auf dein Leben werfen. Ich habe gesehen, wie weit die Armut einen Menschen bringen kann, und deshalb kann ich ihn einigermaßen verstehen und begreifen. Wir wollen ihm für den Rest seiner Tage zu einem glücklichen und anständigen Leben verhelfen."

Wetterprognosen.

Von Ed. Volger.

"Sonderbar, höchst sonderbar," brummte der Direktor der Sternwarte, Professor Dr. Sommerheim, einen ingrimmigen Blick auf das Barometer werfend und dann wieder mit unbehohlenen Aerger durch das Fenster seines Studierzimmers ins Freie blickend, woselbst Jupiter Pluvius wieder einmal gründliche Wäsche hielt. „höchst, höchst sonderbar! Da waren nun gestern alle Anzeichen zu beobachten, daß wir heute einen freundlichen Tag, „gutes Wetter,“ wie der Volksmund sagt, haben würden, unerrückbar fest stand die Nadel des Barometers auch heute früh noch auf „Beständig,“ und jetzt prasselt und gießt's wieder vom Himmel hernieder, als wolle die Sintfluth hereinbrechen."

Die Faust wie rachedrohend bei den letzten Worten zum grau-überzogenen Himmel emporstreckend, stand der Professor einen Augenblick, selbst einem zürnenden Jupiter gleich, nah am Fenster, dann fuhr die gebaltete Hand trachend auf das Fensterbrett nieder und, mit jähem Mut sich umwendend, flog er mit langen Schritten durch das Zimmer, daß der Schlafrock wie ein gebläutes Segel hinter ihm herflatterte.

"Und das geht nun schon monatelang so, mo-na-te-lang!" monologirte er in scharf abgebrochenen Worten. „Alle Anzeichen trügen jetzt so, daß man an den bisher für sicher geltenden Forschungen irre werden könnte — nein, nein, in 8, irre werde —"

26. Ausgefragt.

Desrolles verließ das Landhaus wie neugeboren. Er hielt seinen Kopf gerade und nahm eine imposante Haltung an vor dem Diener, welcher ihm die Thür öffnete. Er war respektabel! Er hatte eine volle Börse. Er war nicht mehr der schäbige, schiffbrüchige Fremde, der sich dem Hause zaghaft genähert hatte. Jetzt hatte er den Hut auf eine Seite gelegt. Er sah aus wie ein Maler oder Schauspieler oder irgend etwas der Art, nur nicht wie ein armer Teufel. Er warf dem Diener eine halbe Krone zu, nickte herablassend und mit Würde, und trat langsam hinaus in die Nacht. „Ein gutmüthiger Durstige, mit dem leicht auszukommen ist,“ sagte er vor sich hin, „scheint eine offene Hand zu haben, aber wenn die Tänzerin seine rechtmäßige Frau war, und er Laura schon vor einem Jahre heirathete, so ist dies arme Mädchen so wenig seine Frau wie ich. Es ist eigentlich ärgerlich, daß ich aus einer solchen Lage nicht Vortheil ziehen kann, wegen meiner Würde als Vater. Aber es wäre doch gefährlich, wenn ich mich hier einmischen würde."

"Guten Abend, Mr. Desrolles," sagte eine Stimme hinter demselben.

Er wandte sich rasch um und sah Eduard Clare vor sich, den er aber nicht sogleich erkannte.

"Sie scheinen mich vergessen zu haben," sagte Eduard freundlich. "Erinnern Sie sich noch, wie wir eines Nachmittags beisammen saßen, und von Ihrem Zimmernachbar, Monsieur Chicot, sprachen?"

"Ihre Stimme und Ihr Gesicht sind mir bekannt," sagte Desrolles nachdenklich. "Ja, Sie sind der Herr, mit dem ich einige Minuten in der Taverne geessen habe. Ich erinnere mich, Sie sprachen von Hazlehurst. Sie gehören zu diesem Theil der Welt?"

Richtig, aber es wundert mich, Sie in diesem abgelegenen Nest anzutreffen. Es freut mich, Sie wieder zu sehen, ich habe etwas Ernstes mit Ihnen zu sprechen. Können Sie mit mir nachhause kommen und ein halbes Stündchen bei einem Glas Punsch mit mir sprechen?"

Der Punsch lockte den Branntweintrinker nicht. Er war kaum besser, als wenn man ihm Milch oder Wasser angeboten hätte.

"Ich muß mit der Post abfahren," sagte Desrolles schwankend, „und was zum Teufel können Sie mir zu sagen haben?"

"Etwas sehr Wichtiges, was Ihnen Geld einbringen kann." "Das erregt meine Neugierde, ich könnte vielleicht meine Fahrt aufschieben, es ist ohnedies eine kalte Nacht. Hat Ihr Städtchen ein ordentliches Gasthaus?"

"Gewiß. Aber jetzt kommen Sie mit mir, und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist jetzt 9 Uhr 15 Minuten. Die Post geht 10 Uhr 30 Minuten. Sie kommen kaum noch mit, auch wenn Sie wollen."

"Nun mag die Post zum Teufel gehen, ich will hören, was Sie mir zu sagen haben." (Fortf. folgt.)

muß!" verbesserte er sich mit grimmigem Hohn, sich auf den Sessel vor seinem Studirtisch werfend. „O, wie ich es fühle, das Goethe'sche Wort, das er seinem Faust in den Mund legt: „Und fühle, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verkohlen!“ Und bei alledem noch den Hohn, das Wibeln der Menge, die meine Wetterberichte liest, mit in den Kauf nehmen zu müssen,“ rief er dann wieder aufspringend und durch das Zimmer schreitend; „da stehen sie dann an der Worte der Sternwarte, wo meine Prognosen angeschlagen werden, lesen, wie heute: Schönes, warmes Wetter mit vorherrschendem Südwinde — und halten über sich den Regenschirm mit beiden Händen fest, damit er ihnen vom Weststürme nicht entführt werde, blinzeln einander an, lachen und — o, es um valend zu werden!“

„Herr Professor!“ ertönte es da von der offenen Thür her.

„Se? Ah, Sie sind es, Neumann,“ setzte er dann mit etwas freundlicherem Ausdruck hinzu, den Eingetretenen mit einem süchtigen Nicken begrüßend. „Sie wollen genaug —“

„Den Wetterbericht für morgen, Herr Professor,“ begann ständigte der Diener der Sternwarte den angefangenen Satz des Wetterkundigen, dabei bald den triefenden Regenschirm, bald seinen Herrn und Meister bedeutungslos anblinzeln. „Heute war's wieder nicht, Herr Professor.“

Heute war es wieder nichts! Den Meteorologen durchsuchte es — einen Augenblick starrte er den Diener an, der flehentlich vor sich hinblickte, dann auf den, seine Mäße von sich gebenden Schirm in seiner Hand, darauf setzte er sich und warf, indem es heiß auf seiner Stirn aufblumte, einige Zellen auf ein Blatt, das er ihm einhändigte.

„Regen, Regen, Regen ohne Ende,“ las Neumann, der kann stimmen, Herr Professor“ — nahm sein Parapluie unter den Arm und verließ das Zimmer.

„Natürlich wird es „stimmen““ kurrte Professor Sommerheim durch die Zähne, dabei wieder an's Fenster tretend und seinen Blick fast drohend auf seine Instrumente heftend, „es muß stimmen!“ Sieht es nicht hernieder, als wenn es das All verschlingen wollte, dieses vermaledeite Maß und sieht der Himmel bis zum fernem Horizont nicht grau in grau gemalt aus — Vrrr! Wie widerlich — aber ich werde für morgen recht haben.“

Da wurde die Thür geöffnet und ein überhelltes melodisches Lachen veranlaßte den in tiefes Sinnen verunkenen Gelehrten sich umzuwenden. Sein Töchterlein stand mitten im Zimmer, pudelnack, und schüttelte sich, daß die Tropfen von ihren Kleidern flogen, und im Thürrahmen erriethen jetzt auch seine Gattin, trielend naß, wie sein Töchterchen.

„Hababa! Mein Papa, das ist zu kostbar,“ lachte sie auf ihn zukügend und einen Kuß auf seine Lippen drückend. „Im Vertrauen auf deinen Wetterbericht unternahmen wir endlich den lange geplanten Ausflug nach dem Bergschlößchen, und kaum sind wir eine halbe Stunde von der Stadt, weißt du, so recht zwischen Feldern und Wiesen, da öffnet der Himmel seine Schleusen und — hababa! Du hättest nur alle die Damen sehen sollen mit ihren Häubchen, es war zum Todlachen!“

„Ja, Gott sei es geklagt,“ vervollständigte Frau Professor Sommerheim den Bericht ihres Wildfangs, „und wir mit dem beschämenden Bewußtsein unter alle den Eingeweichten, daß wir die Parthie im Hinblick auf deine Prognose angeregt hatten — ah, es war zu ärgerlich! Alle haben die Kleider, Jaquets und Sonnenschirme verdorben, Alles schmutzte, und dazu die maßlosen Anspielungen der alten Damen, die ihrer Verwunderung laut Ausdruck gaben, daß du, ein so grundgelehrter Mann, ein Mann der Wissenschaft, dich irren könntest, während doch der Buchbindermeister Seidel, der seine Wetterberichte in der „Dorfzeitung“ veröffentlicht, stets richtig prognostizierte — na, dem Himmel sei Dank, daß wir diesen Fegefeuer entronnen sind. Komm, Emma, wir wollen uns umkleiden, sonst holen wir uns noch den Tod in den nassen Sachen.“

Auch das noch! Wie geistesabwesend blickte der Professor den Setzungen nach, die, Emma nur widerstrebend, da sie immer wieder von neuem anlehte, dem Papa von dem „göttlichen Spas“ zu erzählen, im Nebenzimmer verschwunden waren.

„Auch das noch!“ Mit verchränkten Armen durchwanderte der gefolterte Mann das Zimmer. Freilich, es war leider nur zu wahr! Während er, der Professor Doktor Sommerheim, der Mann der Wissenschaft, kaum jemals während der letzten Monate mit seinen Wetterberichten Glück gehabt hatte, traf der „Kerl“, der „Kleisterpinzel“, wie er ihn mit stillem Grinns nannte, fast stets den Nagel auf den Kopf.

„Wovon der Kerl nur seine Muthmaßungen stützt,“ brummte er, sich den schmerzenden Kopf reibend, „möchte den Menschen wohl mal fragen. Vielleicht, — vielleicht,“ gestand er sich nach

einigem Ueberlegen im stillen, „kann man von solch einem Kerl doch noch was lernen.“

Der Herr Professor überlegte sich diesen Einfall nochmal, dann noch einmal, und als er dabei alle in ihm aufsteigenden Bedenken glücklich überwunden hatte, da ihn der „Kerl“, der „Kleisterpinzel“ ja sicher nicht kennen würde, er also unbeschadet seines Ansehens diesen Schritt wagen könnte, nahm er sich vor, den Buchbindermeister einmal anzulichen.

Es war am nächsten Tage — „Regen, Regen, Regen ohne Ende,“ hatte er in einem Anfluge galligen Humors für den heutigen Tag verkündet, statt dessen aber spannte sich der Himmel in azurblauer Färbung über die alte Universitätsstadt und die Sonne lachte warm hernieder, als er mit finstrier Wlene, still dem prächtigen Sommertage fluchend, durch die Straßen hinaus nach der Süd-Vorstadt schritt und jetzt in den kleinen Laden Meister Seidels trat. Der Herr Professor bewirkte zunächst einige kleine Einkäufe und fragte dann so nebenbei:

„Nun, Herr Seidel, was meinen Sie denn zu dem Wetter, wird es endlich von Bestand bleiben oder haben wir wieder einen Umschlag zu befürchten? Sie sind ja ein so sicherer Propbet, daß man auf Ihre Wetterberichte schwören könnte.“

Der Angeredete fragte sich erst hinter dem linken Ohr, dann hinter dem rechten, rückte dann das Köppchen in den Nacken, und hinter dem vorgehaltenen Hand in die Sonne hinausblinzelnd, meinte er: „Wie es mit dem Wetter sieht? Oh, das läßt sich noch nicht gut sagen; ich habe noch nicht nachgesehen.“

„Ah so, Sie haben Ihre Beobachtungen noch nicht gemacht — und wann stellen Sie die an?“

„Oh — so gegen Abend 'rum,“ entgegnete der Buchbinder, wickelte seinem Kunden die gekauften Briefbogen ein und schien damit das Gespräch beendigt zu haben.

Aber Professor Sommerheim ließ sich nicht so leicht abweisen, er hatte sich einmal vorgenommen, in das Geheimniß des großen Wetterkundigen zu dringen und fuhr deshalb unbeherrzt fort:

„Sagen Sie, können Sie mir nicht mittheilen, worauf Sie Ihre Behauptungen bei Ihren Beobachtungen stützen? Ich interessire mich als — Landwirth ganz besonders für die Wetterkunde, ja, die Kenntniß, das Wetter annähernd voraus zu wissen, ist für mich geradezu, wie für jeden Dekonom eine Lebensfrage, und ich würde es mir daher gern ein gutes Stück Geld kosten lassen, wenn Sie mir Ihr Geheimniß verrathen wollten. Hier, dieser Hundert-Mark Schein ist der Ihre, wenn Sie mir sagen, wie Sie das machen.“

Meister Seidel hatte während dem das gestifte Köppchen von einem Ohr auf das andere geschoben, dann aber, als er den nagelneuen Schein vor sich liegen sah, meinte er, indem er die Banknote schmunzelnd in die Westentasche verlenkte: „Na, ich will es Ihnen sagen, aber Sie müssen mir versprechen, es geheim zu halten. — Sehen Sie,“ fuhr er nach einem Kopfnicken seines Gegenübers fort, „sehen Sie, der dumme Kerl, der Professor Sommerheim, bringt nun schon seit Monaten falsche Wetterberichte, nichts trifft ein von seinen Angaben. Da sehe ich denn, hat er seine Prognose für den nächsten Tag an die Thür der Sternwarte angeschlossen lassen, immer nach — und sage dann stets das Gegentheil — 's trifft regelmäßig ein, sage ich Ihnen!“

Bunte Zeitung.

* **Krieg im Frieden.** Die junge Königin Wilhelmine von Holland hat jüngst einen regelrechten Kampf mit einigen renitenten Unterthanen ausgefochten. Vor einigen Tagen machte sie mit ihrer Mutter, der Königin Emma, eine Spazierfahrt in die Umgegend des Haag. Königin Emma hält viel auf eine einfache Lebensweise, deshalb fährt sie meistens ohne Begleitung aus und in einem Wagen, der sich durch nichts von anderen unterscheidet. So geschah es auch diesmal. Als sich die Königin-Regentin mit ihrer Tochter einem Dorfe näherte, wurden beide Zeuginnen einer Schlacht, die sich die Schulkinde des Ortes mit großer Erbitterung und mit Schneebällen gegenseitig lieferten. Bedor noch ein Wort zwischen Mutter und Tochter gewechselt war, sprang Königin Wilhelmine resolut aus dem Wagen und mülchte sich unter die Kämpfenden, denen sie mit gebieterlicher Stimme sofort die Einstellung des Kampfes befohl. Anstatt jedoch die Mädelkät, die ja incognito reiste, zu respektiren, griff jetzt die ganze Dorfjugend mit lautem Hulloh den neuen Anführerin an und die eben noch „feindlichen Brüder“ vereinigtgen sich, um die Vermittlerin aus dem Felde zu schlagen. Es entbann sich ein Guerillakrieg, in welchem der Schnee das tauchlose Pulver vertreteten mußte, und zuletzt wurde über die junge Königin, die sich übrigens wehrte, so gut sie konnte und mindestens einen „halben Centner“ Schnee verpuffte, der kleine Belagerungszustand verhängt, indem sie in eine Ecke gedrängt wurde, aus der es kein Entrinnen gab. Hätten sich nicht einige ritterliche Dorfprinzen und der Leibkutscher in höhererem Berlon in die Affäre gemischt, so würden die offiziellen Journale

sicher am nächsten Tage von der Detangennahme der Königin berichtet haben. Es lief jedoch alles noch glücklich ab und die Anhänger der Monarchie, die sich ihrer bejorgten Zukunft angenommen hatten, wurden alle — mit Ausnahme des Leibkutschers — durch Verleihung einer Schachtel Spielzeug gedrt.

„**Graf Dreißt**“ und „**Dichter**“ **Dueba.** Es konnte, so schreibt die **Volks-Ztg.** bei der nimmermüden Sangesfreudigkeit gewisser berliner Straßenlyriker nicht ausbleiben, daß **Boxerlari** in mehr als einem „allerneuesten“ Couplet bearbeitet wurde. So hat denn auch eine alte, wohlbekannt Autorität auf dem immer welsenden Gebiete des Volksangeses vor Peter gegriffen, der er oft schon so ergreifende Töne zu entlocken verstand. Herr Dueba schüttet in bekannter echter Dichterverwe dem Schändlichen seine ganze Galle mit einemalige mal Gesicht. Man höre:

„Das neueste Lied vom **Boxerlari**.“

„Graf Dreißt ist los!“

„Mancher hinverbrannte Schuft,
Der nicht werth die Lebensluft,
Schafft auf Erden Sorg' und Plag',
Schmach dem sechsten Schöpfungstag!
Mancher Dube frech und faul,
Hirnlos mit dem großen Maul,
Läuft umher wie irgend Einer,
Denk' bei sich: „Na, mir kann Keiner!“
Der Verruchteste, er heißt,
Jeder nennt ihn: „Graf von Dreißt!“

Es ist der echte Dichterzorn, der in erhebender Weise aber

doch den Schuldigen verbindend, aus diesen Flammenworten lobert. Der Dichter schildert in den folgenden Strophen ebenso naturaffinisch als zugleich ideal angehaucht seines Heiden „Taten“:

„Untern Binden sah man drum
Stets voll Angst das Publikum.
Wo man geht und wo man sieht,
War mit Bähnen all's besät,
Straß' und Gassen, Plätze auch,
So war in Berlin es Brauch!
Jeder kam sich glücklich vor,
Wenn er keinen Zahn verlor!“

Wahrhaft ergreifend ist sodann die Rußanwendung dieses Gesangs, der in den Versen ausklingt:

„Mensch, du lebst in welchem Stand,
Nimm dies Liedchen ernst zur Hand.
Schreibe sein dir's hinter's Ohr.
Dann kommt so was niemals vor.
Trink nicht zu viel Branntwein!
Schlag' niemand den Schädel ein,
Birr' nicht and're frisch und munter
Und fidel die Treppe runter!
Sonst man dir die Wege weist,
Es ergeht dir wie Graf Dreißt.“

Man sieht: es giebt nicht allein noch Richter, es giebt auch noch Dichter in Berlin!

* **Die Taschenuhr als Kompaß.** Wo ist hier Norden? ist eine Frage, die man oft hört, und sie wird dann meist nach sinnigem Umhersehen, Hinseln in die Sonne oder in den Wind mit ernster Miene von allen Anwesenden verschieden beantwortet. Mancher trägt wohl gar einen kleinen Kompaß an der Uhr, den er aber im Zweifelsfalle wohlweislich nicht konsultirt, denn er „geht nicht“, oder ein anderer, der zufällig — was man von jedem Menschen präsumtiv annehmen sollte — ein Amateur-photograph und dazu ein Mann ist, der es mit seiner Passion ernst nimmt, trägt gar ein etwas besseres Instrument, einen vertablen Taichentompaß bei sich. Wie aber, wenn einer der Anwesenden einfach seine Taschenuhr herauszöge, einen kurzen Blick auf deren Zifferblatt wärte und ebenso schnell und genauer von dort die Richtung abläße? Aber wie macht jener das, welche geheimnisvolle Vorrichtung an seiner Uhr befähigt ihn zu seinen Schlüssen? Die Prometheus schreibt, ist die Sache so einfach, daß jeder sich wundern wird, der von ihr zum ersten mal hört. In der That ist jede Uhr ein Kompaß, vorausgesetzt, daß die Sonne scheint und zwar ein ebenso genauer Kompaß, wie die kleinen, tragbaren „Definitorien“, welche der Umständerträger mit sich führt. Stelle dich mit deiner Uhr in die Sonne, richte sie so, daß der Stundenanzeiger gerade nach dem Punkte des Horizontes zeigt, über welchem die Sonne senkrecht steht, oder so — was dasselbe jagt — daß er parallel dem Schattenrand einer vertikalen Wand, eines Baumstammes zc. steht, und lies dann die Zahl von Minuten ab, welche er noch von 12 Uhr auf kürzestem Bogen entfernt ist. Nimm die Hälfte dieses Bogens, so giebt die Richtung von dem Centrum des Zifferblattes nach diesem Punkte die Nord-Sübdlinie an. Beispiel: Es sei 8 Uhr morgens, so beträgt die Länge des kurzen Bogens zwischen dem Stundenzeiger und XII 20 Minuten; die Zahl X steht genau auf der Hälfte dieses Bogens; also bezeichnet, wenn der Stundenzeiger nach der Sonne weist, die Zahl X genau den Südpunkt des Horizontes. — Oder die Uhr sei 4 Uhr 36 Minuten nachmittags, so befinden sich zwischen dem XII und dem Stundenzeiger 23 Minuten; die Hälfte davon 11,5 Minuten oder der Punkt, wo der Stundenzeiger um 2 Uhr 18 Minuten stand, giebt die Südrichtung. — Der Grund ist wohl einleuchtend, da die Sonne um 12 Uhr im Meridian (über dem Südpunkt) steht und sich in 12 Stunden um 180 Grad bewegt, während der Stundenzeiger in derselben Zeit 360 Grad, das Doppelte durchläuft. Es ist noch zu bemerken, daß morgens vor 6 Uhr und abends nach 6 Uhr natürlich der lange Bogen zwischen dem kleinen Zeiger und XII zu wählen ist.

* **Europäisches Sklavenleben.** Der Polizeibehörde von Rzeszow ist es gelungen, eine Entdeckung zu machen, wonach habgierige Händler es verstanden haben, trotz aller behördlichen Vorsichtsmaßregeln und Anordnungen den Mädchenhandel mit Erfolg zu betreiben. Es ist konstatiert worden, daß gegen Ende August 1889 die Gelehrte Fied, genannt Anatsche aus Brzemsyl, die sechzehnjährige Katharina Adamow, Tochter eines dortigen Tischlers, an einen Agenten aus Lemberg und zu derselben Zeit eine gewisse N. Brenner aus Sambor die siebzehnjährige Maria Komunal, Tochter eines Bauers aus Sadowich, an einen samborer Agenten verkauft haben. Beide Agenten gaben sich mit den Mädchen nach Konstantinopel. Hier angelangt, brachten sie ihre Opfer mittels Omnibus in einen Garten außerhalb der Stadt, wo bereits neun Käufer warteten. Nachdem die Mädchen einer eingehenden Befichtigung unterzogen worden,

begann die Festschlebung. Als Meistbietender ging hervor ein gewisser N. Kugel, Besitzer eines öffentlichen Hauses in Konstantinopel, welcher beiden Agenten je 60 türkische Lira (etwas über 600 Gulden) zahlte und die „Waare“ in seinen Harem brachte, wo er sie im ersten Stockwerke hinter Schloß und Riegel verwahrte. Nur zu spät wurden die Opfer gewahrt, was eigentlich mit ihnen vorging. Sie lernten in ihrer Umgebung zwölf andere Mädchen aus Galizien kennen, welche auf dieselbe Weise dahin gekommen waren; jedes Mädchen hat seine eigene Zelle; unter Aufsicht dürfen zwei, hin und wieder auch mehrere zusammenkommen. Die neu Angekommenen werden jedoch zwei Monate hindurch von ihren Leidensgenossen ferngehalten und es werden ihnen einige türkische Broden beigebracht, damit sie bei der behördlichen Kontrolle ihren beigelegten türkischen Namen an geben können. Nur Katharina Adamow hatte den Mut, sich in der Nacht vom 9. Oktober 1890 am Ventischern aus ihrem Fenster im obersten Stock auf die Gasse herabzulassen. Sie fand mühselig den Weg zur österreichisch-ungarischen Vottschaft und wurde durch dieselbe nach ihrer galizischen Heimath zurückgeschafft. Infolge Einschreitens der rzeszower Polizei sind einige Händler bereits verhaftet.

* **Eine Schreckensscene im Operetten-Theater.** Ueber die gestern bereits kurz gemeldete Mordscene wird nun ausführlicher berichtet: Im Kasino-Theater, dem beachtetsten Operetten-Theater von Portland in Oregon, spielte sich am Charfreitag abend während der Vorstellung eine blutige Tragödie ab. Der Besitzer des Theaters, Mr. Elliot, welcher mit der Sängerin Durand seit längerem ein Liebesverhältnis unterhielt, hatte ihr einen Heirathsantrag gemacht, welcher von der Sängerin jedoch refusirt wurde. Darob geriet Elliot in furchtbaren Zorn und stieg gegen die Künstlerin Drohungen aus. Als am genannten Tage die Vorstellung begonnen hatte, erschien der Besitzer des Theaters in der Prosceniums-Loge und ließ sich auf dem ersten Platz ansehend ruhig nieder. Er hatte sich in einen tadellosen Ballanzug gemorfen und wartete offenbar das Erscheinen der Durand ab. Als die Sängerin erschien und vom Publikum stürmisch begrüßt wurde, stimmte Elliot in den Beifall ein. Der zweite Akt begann mit einer Tanzscene. In der Gruppe der Tänzerinnen befand sich auch Fräulein Durand, welche eine Urie zu fingen hatte. Plötzlich hörte man rauch aufeinanderfolgende Detonationen. Elliot hatte sich in der Loge erhoben und aus einem Revolver mehrere Schüsse auf die auf der Scene befindliche Gruppe abgegeben. Eine Tänzerin war sofort todt. Mehrere andere Balletteuse lagen, aus Wunden blutend, am Boden. Die Sängerin Durand war dem Verberben entronnen. Die Kugeln waren hart an ihrem Kopfe vorbeigeschossen, ohne sie jedoch zu verletzen. Als Elliot die Folgen seiner wahnfinnigen That sah, setzte er den Revolver an seine Stirne und tödtete sich durch zwei Schüsse. Er war sofort eine Leiche. Das Publikum geriet in große Aufregung und mehrere anwesende Männer wollten den Leichnam des Mordtäters in Stücke reißen. Die eingedrungene Polizei hinderte jedoch dieses Vorhaben.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* **Die Revolution in der bildenden Kunst von Robert Mielke.** Verlag von Julius Bohne in Berlin. Preis 1 M. Der Verfasser, der sich auf dem Gebiete der Kunstkritik einen geachteten Namen erworben hat, erweist sich auch in dem vorliegenden Werke als ein Mann von eigenen originellen Gedanken. Der Verfasser sieht in unserer Zeit mit ihrem Gähren und Ringen auf allen Gebieten die Wiege einer neuen Morgenröthe in der Geschichte der Menschheit und vorzugsweise in der deutschen Kunst. Aus dem Entwicklungsgang, welchen die letztere nach 1870/71 genommen hat, sucht er zu beweisen, daß die Kunst national werden muß. In dem Kapitel „Die Demokratie in der Kunst“ legt er dar, daß das gegenwärtige Kunstschaffen „eine Reaktion gegen das Dogma einer ungeunden Aesthetik ist, welche die absolute Treueinsbildung von Form und Stoff, die Aufhebung der Wirklichkeit anstrebt“. Vor allem machen wir auf den Schlußsatz dieser beachtenswerthen Brochüre aufmerksam, aus welchem am besten zu entnehmen ist, was der Verfasser anstrebt. „Liebe, Sitte und Wahrheit sind die drei Feen, welche der werdenden deutschen Kunst zur Seite stehen, Liebe durch das Vaterland, Sitte durch das Gefühl, Wahrheit durch das Naturstudium. Sehe die Kunst nun zu, daß sie diese drei nicht von ihrer Wiege vertriebe!“ Durch den Bund dieser drei hat die Kunst, was ihr bisher gefehlt: Jungheit und Größe und dadurch Stil und Monumentalität.“ — Ganz entschieden tritt der Verfasser für seine Gedanken und Ideale ein, deren Anerkennung und Verwirklichung der deutschen Kunst allerdings zum Segen gereichen würde!

